

Nr. 71. Bromberg, den 7. September 1923.

Vitus Thavons Abenteuer.

Roman von Ernst Klein.

(5. Fortsetzung.)

Elenas Bild stieg da in ihm auf. Elena, die gleichfalls schöne, aber die wilde spöttische Elena. Ihr Lachen sah er, ihr niederträchtiges, spitzbübisches Lachen. Die hätte den Kopf zurückbiegen können, soweit sie wollte — die hätte er doch geküßt. Wenn's sein mußte — mit Gewalt. Und wenn sie ihm nachher auch mit allen zehn Fingern in die Augen fuhr. Justament!

Aber Irene —! Das war keine Frau, die man unzart oder gegen ihren Willen anfaßte. Selbst der leichtsinnige, rücksichtslose Weltvagabund Vitus fühlte und respektierte das.

Und dann! War sie nicht gekommen? Trotz der furchtbaren Gefahr, der sie sich aussetzte? Hatte sie ihn nicht flehentlich gebeten, ihre Warnung zu hören? War das nicht ein Band, das ihn an sie fesselte? Wagt eine Frau soviel für einen Mann, der ihr gleichgültig ist?

Also! Irene — Irene! Die schöne, die weiche, zärtliche und mutige Irene. —

Vitus schwärmte, phantasierte und malte sich verführerische Bilder aus. So sehr kann das nichtstuerische Leben einen Mann verweichlichen und auf Abwege bringen! Verdammt noch einmal!

Zum Glück präsentierte sich Salomon eines Abends mitten hinein in die schönste Schwärmerei. Salomon und poetische Schwärmerei waren zwei Dinge, die absolut nicht zusammenpaßten. Kaum sah Vitus seinen getreuen Spaniolen, so war er schon mit beiden Füßen fest auf der nüchternen Erde.

„Was ist los?"

Salomon machte ein geheimnisvolles Gesicht und setzte sich neben Vitus auf die wacklige Steinbank.

„Herr Thavon", flüsterte er, „ich glaube, wir können einen guten Schritt vorwärts tun. Ich habe einen alten Freund von mir hier getroffen. So ganz zufällig. Er kommt gerade von Larissa herüber. Ein Bosniak, der — hm, na ja — wir waren einmal zusammen drüben in den Bergen —". Salomons ungeheurer Daumen fuhr über die Schulter zurück, um die Himmelsrichtung des vagen „Drüben" anzudeuten.

Vitus lächelte verständnisinnig.

„Nun, was ist's mit dem Bosniaken?" fragte er.

„Er sagt, er könnte die Bande herausschnüffeln. Sie steckt drüben in Griechenland. An der ganzen Grenze spricht man von nichts anderem als von der Geschichte. Er hat sogar in Larissa davon gehört. Und wenn wir ihn anständig bezahlen, geht er zurück und will sehen, daß er mit den Banditen Fühlung bekommt."

„Hm. Was ist das für ein Mensch, der Bosnier?"

„Ich garantiere für ihn."

Salomon garantierte nicht für jeden. Vitus ging also mit ihm in ihr Quartier, wo in ihrem Zimmer der Bosnier wartete. Er war ein großer, starker Mensch mit schlauem, hartem Gesicht, schon der äußeren Erscheinung nach der Freundschaft und Garantie Salomons würdig.

Es entspann sich nun zwischen ihm und Vitus die folgende Unterhaltung, die im allerleisesten Flüsterton geführt wurde. Der Herr Schulmeister lag sicher irgendwo auf der Lauer — — —

„Du willst hinüber?"

„Ja, Herr!"

„Und du glaubst, du kannst etwas erreichen?"

„Ja, Herr!"

„Schön. Was verlangst du?"

„Zweihundert Pfund als Angeld, dreihundert weitere, wenn ich zurückkomme."

„Ich mache dir ein anderes Angebot. Hundert Pfund gleich. Zweihundert weitere, wenn du zurückkommst und mir sagen kannst, wo die Bande steckt. Fünfhundert, wenn du mir einen Brief von dem Professor bringst. Und tausend Pfund, wenn du mich zu ihm führst. Einverstanden?"

„Einverstanden."

„Wann kannst du gehen?"

„Gleich."

„Da hast du deine hundert Pfund und schau, daß du dir die tausend verdienst."

Am nächsten Morgen fanden die Zaptiehs, zwanzig Schritt vom Dorfe, dort wo der Saumpfad bergan sich wendet, einen toten Mann mit einem Messer in der Kehle.

Es war der Freund Salomons, der Bosniak.

Die hundert Pfund waren fort. Natürlich — —

Die Schwarzwälder Uhr.

Es wäre vergebliches Bemühen, die Ausbrüche schildern zu wollen, in denen Salomons Wut sich Luft machte. Sein Gesicht wurde beinahe schwarz, und seine Augen liefen voller Blut, als er vor der Leiche des Bosniaken stand.

Vitus war äußerlich ruhiger. Aber auch in ihm schoß der Zorn empor. War man denn wehrlos dieser in der Dunkelheit lauernden Bande ausgeliefert? Steckte er denn bereits als Gefangener in dem Netz, dessen Maschen der unsichtbare Feind nur zuzuziehen brauchte, um ihn, an Händen und Füßen gebunden in die Gewalt zu bekommen?

Wer war dieser Feind?

Die Warnung Irenes? Kannte sie ihn?

Die Ohnmacht, zu der er sich verurteilt sah, machte ihn rasend. Er, der sieggewohnte Draufgänger, sah sich verspottet, gedemütigt.

Der andere, der Mann hinter dem undurchdringlichen Schleier, spielte mit ihm Katze und Maus. Er knirschte mit den Zähnen vor Wut.

Ein unheimliches Gefühl, so rings von Spionen umgeben zu sein. Sich so umlauert zu wissen, ohne die Augen zu kennen, die man an sich hängen hatte.

Die Zaptiehs trugen den Ermordeten in das Gemeindehaus. Vitus und Salomon gingen langsam ihrem Quartier zu.

„Wir müssen etwas tun", grunzte der Spaniole.

„Das meine ich auch."

„Ich schlage vor, daß wir damit anfangen, dem Hund von einem Schulmeister den Hals umzudrehen. Der hat uns belauscht — der Teufel weiß wie. Und der hat den Bosnier verraten."

Vitus blieb stehen und sah Salomon an. In sein hübsches Gesicht trat ein böser, grausamer Zug.

„Du hast recht Salomon! Fangen wir mit dem Schulmeister an!"

Salomons Gesicht hellte sich etwas auf.

Der Lehrer wohnte mit seiner Schwester zusammen, die ihm den Haushalt führte. Sie war die Witwe eines Komitadschis, der im Kampfe gegen die Türken gefallen war, ein abgearbeitetes Weib, das die Glut des Hasses frühzeitig

ausgedörrt hatte. War der Bruder ein falscher, heimtückischer Schakal, so glich sie einer Viper. Wenn sie sprach, klang es wie das Zischen einer Giftschlange.

Es war früh am Vormittag, der Lehrer also noch in der Schule. Die Frau stand in der Küche und bereitete das Mittagessen, als Vitus und Salomon ins Haus kamen. Der erste Raum, den man hier betrat, war eine Art Diele, von der eine steile Holztreppe nach oben führte, wo die Zimmer Vitus' und Salomons lagen. Unten befand sich links das Zimmer des Hausherrn, rechts die Küche.

Die Tür zu dieser stand offen. Die Witwe sah die beiden Männer eintreten und wollte sie rasch zuschlagen. Aber Salomon kam ihr zuvor — mit zwei Riesenschritten war er in der Küche und hatte das Weib in seinen Fäusten.

„Keinen Laut, oder der Teufel holt dich auf der Stelle", herrschte er sie an.

Sie erkannte, daß es ihm ernst mit der Drohung war. Ohne den geringsten Versuch, sich zu widersetzen, ohne den leisesten Laut auszustoßen, ließ sie sich fesseln; nur ihre schwarzen Augen sprachen. Sie glühten und funkelten in fanatischem Hasse. Auf dem Herde lief aus dem Kessel das heiße Wasser über und sprühte in das Feuer. Zischend fuhr der Dampf auf.

Salomon nahm das Weib und trug es wie ein Bündel Kleider in das obere Stockwerk hinauf. Dort band er es an eine Bettstelle fest.

Dann warteten sie auf den Lehrer. Salomon war bereits bedeutend ruhiger und konnte sich sogar eine Zigarette anzünden. Die Bewegung hatte ihm wohl getan.

„Jetzt ist's halb zehn", sagte er. „In einer halben Stunde muß der Kerl da sein."

In der Küche hing in einem Winkel eine vom Alter ganz geschwärzte Schwarzwälder Uhr. Unwillkürlich blickte Vitus darauf hin. Die Uhr stand. Die Zeiger wiesen auf drei Viertel drei.

„Sie erwarten doch nicht, daß die Uhr gehen soll?" grinste sein Famulus, dessen Brust durch die Aussicht auf weitere Bewegung wieder fröhlicheren Regungen zugänglich war. „Ich wette, die Uhr steht auf demselben Fleck, seit sie gekauft wurde."

Um zehn Uhr kam Stephanides, der Lehrer. Salomon hatte ihn auf der Diele erwartet und packte ihn ohne lange Präliminarien an, als er eintrat. Ehe er sich's versah, stand er gebunden vor Vitus in der Küche. Salomon aber ging hin und sperrte die Haustüre ab.

An den Mienen der beiden Männer erkannte der Schulmeister, daß es mit süßlichem Lächeln und kriecherischen Verbeugungen nun nicht mehr ging. In des Spaniolen Gesicht las er unverhüllte Mordlust und in dem des „Europäers" helle Verachtung.

Er war ein Feigling, der gute Stephanides. Sein Haß war nicht von der trotzigen, unbändigen Art seiner Schwester. Er zitterte an allen Gliedern.

„Sie haben den armen Teufel, der gestern bei mir war, verraten", begann Vitus die Prozedur — —

„Das ist nicht wahr!" heulte Herr Stephanides. „Ich schwöre bei dem Heiland und der Heiligen Mutter Gottes —"

Salomon trat auf ihn zu, und er duckte sich unter dem zu erwartenden Hiebe. Doch Vitus winkte den Spaniolen zurück.

„Ich werde Ihnen etwas sagen," sprach er kalt und grausam, „entweder Sie gestehen uns jetzt auf der Stelle die volle Wahrheit — —"

„Ich bin unschul — —"

„Halt's Maul, du Hund!"

Der Schlag sauste doch nieder, traf ihn auf den Mund und warf ihn der Länge nach auf den Boden. Dort blieb er ächzend und stöhnend liegen, mit geschlossenen Augen. Auf seinen Lippen zeigten sich dicke Bluttropfen.

„Salomon, du bist ein Vieh!" rief Vitus auf französisch. „Wenn du ihn mir totschlägst, wie soll ich dann etwas aus ihm herausbekommen!"

Salomon richtete also das Opfer seiner zusehends besser werdenden Laune auf und plazierte es sogar auf einen Stuhl. Der unselige Pädagoge schlug die Augen auf, spuckte zwei Zähne aus, und das Verhör nahm seinen Fortgang.

„Es nutzt Ihnen nichts, wenn Sie auch noch so viele Eide schwören — wir wissen, daß nur Sie allein der Verräter sind. Ihre Schwester hat es übrigens schon so halb und halb zugestanden — —"

„Sophia —?" stammelte Stephanides.

Jetzt erst ward er gewahr, daß die Schwester nicht vorhanden war.

„Sie haben sie gemordet?" kreischte er.

Vitus schüttelte den Kopf. Aber der Lehrer konnte wenig Beruhigung aus dieser Antwort schöpfen. Dieser elegante, lächelnde junge Mensch begann ihm unheimlicher zu werden als der brutale, wilde Spaniole. Der war Geist von seinem Geiste. Aber in diesem Abendländer witterte er die überlegene Intelligenz. Er war nicht dumm, der Lehrer Stephanides.

Vitus sprach weiter:

„Das lange Herumreden hat keinen Zweck. Ich habe die bestimmte Überzeugung, daß Sie nicht nur um den Tod des Bosniers Bescheid wissen, sondern auch um die Entführung des Professors Martius. Ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit. Wenn Sie bis dahin nicht gesprochen haben, gehe ich fort und überlasse es meinem Dragoman hier, den Tod seines Freundes an Ihnen zu rächen, wie er es für gut befindet."

„Herr, Sie sind ja kein Türke", stöhnte der Unselige. „Sie werden das nicht tun! Sie sind ein Mann der Kultur —"

„Solchen Menschen wie Ihnen gegenüber hat man das Recht, jede Kultur zu vergessen. Ich werde mich den Gebräuchen des Landes fügen. Also, fünf Minuten, mein Bester!"

Und Vitus zündete sich eine Zigarette an. Salomon holte seine Kanonenkugel von Uhr aus der Tasche und legte sie mit liebevollem Grinsen vor sich auf den Tisch. Damit ja keine Minute verloren gehe!

Totenstill ward es in dem Raume.

Und da geschah etwas Überraschendes.

An der stillstehenden alten, verstaubten Schwarzwälderuhr sprang plötzlich ein Türchen auf. Ein Kuckuck erschien und krähte zwölfmal. Wie wenn alles in der schönsten Ordnung wäre. Dann verschwand er.

Salomon schlug eine dröhnende Lache auf.

Aber das Lachen verging ihm. Denn der Kuckuck sprang neuerdings hervor und schrie zum zweiten Male.

„Das ist eine spaßige Uhr", meinte Vitus und stand von seinem Sitze auf, um sich die Kuriosität näher anzusehen. Auch Salomon trat herzu — —

Ein Geräusch ließ beide sich umwenden.

Ihr Gefangener war aufgesprungen und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Uhr. Er war bleich wie Kalk, und seine blutenden Lippen bewegten sich, als flüsterten sie unhörbare Worte. Da erschien der Kuckuck wieder und schickte seinen dritten Ruf in die Welt hinaus.

Mit einem Satz war Vitus an der Uhr. Tastete ein paar Sekunden daran herum. Riß den Uhrkasten auf.

„Ah — —!"

Ein halb unterdrückter Schrei rang sich aus der Brust des Lehrers los. Er sah jetzt mehr tot als lebendig aus.

Der Uhrkasten war gar kein Uhrkasten. Sondern drinnen hing fein säuberlich ein moderner Telephonapparat.

Das andere Ende des Telephondrahtes.

Vitus gab Salomon ein Zeichen. Der packte den zitternden Griechen und preßte ihm die Hand auf den Mund. Das war ein solider, luftsicherer Verschluß.

Der Journalist nahm den Hörer ab. Da er nicht wußte, ob nicht ein Kennwort jedem Gespräch vorauszuschicken war, wartete er, bis die andere Seite sprach.

„Bist du es, Georgos?" kam eine Männerstimme durchs Telephon.

„Ja, ich bin es."

„Der Kapitän läßt fragen, was die beiden fremden Hunde zu dem Tode ihres Spitzels sagen."

„Sie sind wie vor den Kopf geschlagen."

„Du, Georgos — was ist denn heute mit dir? Deine Stimme klingt ja so merkwürdig."

„Ich muß leise sprechen, weißt du. Sie haben die Zaptiehs geholt und verhandeln mit ihnen oben in ihrem Zimmer. Ich glaube, sie haben gegen mich Verdacht geschöpft."

„So? Du, sei vorsichtig! Du kennst den Kapitän, er läßt nicht mit sich spaßen."

„Sage ihm, daß ich mir eher die Zunge herausreißen lasse, ehe sie ein Wort aus mir herausbringen."

„Ich werde ihm das sagen. Doch jetzt gib acht. Der Kapitän wird heute abend einen Boten mit einem Brief an den Zeitungsschnüffler schicken. Sorge dafür, daß weder er noch der Hund von einem Juden zu Hause sind, wenn der Bote kommt."

„Also kommt endlich der Bote?"

„Ja. Der Kapitän sagt, jetzt ist die Frucht reif. Leb' wohl, Georgos, jetzt. Und wenn sich etwas Wichtiges ereignet, beeile dich, es sofort zu melden."

„Gut. Wir müssen Schluß machen. Ich höre sie die Treppe herunterkommen."

Vitus hängt an. Übers ganze Gesicht lachend, blieb er neben dem Apparat stehen und blickte triumphierend zu Salomon hinüber. Der gab seinem Gefangenen einen Stoß, daß er in eine Ecke rollte und sprang mit wildem Jauchzen auf Vitus zu.

„Herr Thavon, das ist der schönste Streich, den Sie je gemacht haben!" brüllte er. „Aber was kommt jetzt?"

„Jetzt, alter Junge? Jetzt werden wir sehen, ob wir nicht herausbekommen, wo das andere Ende dieser ingeniösen Leitung ist."

Die Schwierigkeit bestand in der Frage: Was fingen sie mit den beiden Gefangenen an? Die Zaptiehs zu holen und sie ihnen zum Geschenke zu machen, ging nicht gut an. Das Haus war bestimmt von Spionen umgeben, die ihre Mittel hatten, dem „Kapitän" von der Verhaftung des Lehrers und seiner Schwester Mitteilung zu machen. Nichts durfte geschehen, was irgendwie geeignet war, den Verdacht der Bande zu erregen. Der Bote mußte kommen. Vitus mußte den ihm zugedachten Brief erhalten. Dann konnte man weiter sehen.

Salomon regte an, Stephanides und seine Schwester in eigener „Regie zu erledigen". Schnell und geräuschlos. Man konnte sie dann in den Keller werfen. Oder sonst wohin. Salomon erörterte die verschiedenen Möglichkeiten, die beiden Leichen sicher zu verstecken, mit aller Gemütsruhe, während die eine der beiden zu „erledigenden" Personen lebend neben ihm hockte. Oh —er war ein so feinfühliger, zartbesaiteter Charakter, der wackere Ex-Hamal.

Keiner seiner Vorschläge fand die Billigung seines Herrn, der sich zu seinem größten Bedauern doch nicht dazu entschließen konnte, die landesüblichen Gebräuche völlig zu den seinigen zu machen.

„Also was denn?"

„Laß mich nachdenken!"

Es war merkwürdig, wie diese wilde, blut- und mordgierige Bestie sich unter das Wort des Gebieters duckte. Noch einen Blick innigen Bedauerns warf Salomon auf das ihm entgehende Opfer, dann setzte er sich auf den erloschenen Herd und begann, sich melancholisch eine Zigarette zu drehen.

Vitus maß den Lehrer mit scharfem Blick. Der Mensch war vollkommen zusammengebrochen. Daß das Geheimnis, das er zu hüten hatte, verraten war, gab ihm den Rest. Mit tief auf die Brust herabhängendem Kopf lehnte er in der Ecke, in die ihn Salomons Freude geworfen hatte, und regte sich nicht.

Vitus trat dicht an ihn heran.

„Sie sehen, Sie haben Pech", sagte er. „Würden Sie es nicht vorziehen, doch endlich mit der Wahrheit herauszurücken und —", er hielt ihm eine Handvoll Gold vor die trüben Augen, „ein paar gute türkische Pfunde dabei zu verdienen, anstatt von mir der liebevollen Behandlung meines Freundes hier überantwortet zu werden."

Selbst das Gold schien auf den buchstäblich zerbrochenen Stephanides keinen Eindruck zu machen. Stumpf schüttelte er den Kopf.

„Sie haben sich vorhin selbst die Antwort gegeben. Sie haben gesagt, Sie lassen sich eher die Zunge herausreißen — —. Machen Sie mit mir, was Sie wollen; es ist doch sowieso schon ganz egal."

„Sie fürchten, daß der Kapitän Sie für den Verrat des hübschen Telephonkastens bestrafen wird?"

„Das wird er. Oh — er kennt keine Gnade!"

„Ist er denn so mächtig? Und wenn ich Ihnen verspreche, Sie vor dem Herrn Kapitän zu schützen."

Stephanides hob den Blick. Es war der eines matten, zu Tode gehetzten Wildes.

„Sie sind gewiß ein mutiger und kluger Mann", sagte er. „Aber dem Kapitän sind Sie nicht gewachsen. Seine Macht reicht von Athen bis hinauf nach Konstantinopel.

„Na, es gibt doch noch andere Weltgegenden, wie Ihnen als Schullehrer vielleicht nicht unbekannt sein dürfte."

„Mich braucht er nirgendwo zu suchen. Ich habe meine alten Eltern in Tirnova drüben, jenseits der Grenze, zu wohnen. Sie verstehen, Herr — —"

Salomon mischte sich in die Unterhaltung. Nicht, daß er Mitleid für den Lehrer empfunden hätte. Aber die Sache begann ihn zu langweilen.

„Aus dem Kerl ist ja doch nichts herauszubringen. Es ist das beste, was ich vorhin schon gesagt habe. Eins ihm und eins seiner Schwester über den Schädel — tote Leute reden noch weniger als lebendige."

Vitus schwieg und beobachtete heimlich die Wirkung dieser Worte auf seinen Gefangenen. Dem schien wirklich bereits alles gleichgültig zu sein. Er rührte sich nicht. Er fürchtete seinen Kapitän mehr als den Tod.

Man schaffte ihn hinauf zu seiner Schwester. Band ihn neben ihr fest und ließ sie beide liegen. Aber was nun? Am Abend sollte der Bote kommen. Bis dahin mußte man irgendeinen Entschluß gefaßt haben.

„Auf jeden Fall können wir etwas essen", schlug Salomon vor. „Wenn der Magen leer ist, kann der Kopf nicht arbeiten."

Er ging also aus, um etwas Fleisch für das Mittagsmahl zu besorgen. Vitus setzte sich hin und verfaßte einen ausführlichen Bericht für Hamid Bey.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Bauernanekdoten.

Von A. N. Afanasjew.*)

1.

„Was hockst du denn immer zu Hause?" sagte die Bauersfrau zu ihrem Mann, „und führst nicht unseren Ochsen nach Moskau? Dort gibt es viel Geld für Ochsen, erzählen die Leute." — „Meiner Seel, du hast recht! Hab Dank für den Rat!"

Der Bauer führte den Ochsen nach Moskau zum Verkauf. Da begegnet ihm auf der Straße ein Mann, der begrüßt ihn: „Guten Tag, Bauer." — „Wünsch euch Gesundheit, Herr." — „Verkaufst du den Ziegenbock?" — „Welchen Ziegenbock?" — „Den du da an den Hörnern führst." — „Das ist doch ein Ochse." — „Was fällt dir ein, du Rindvieh! Bist du hergekommen, die Leute zum Narren zu halten?" — „Gott steh uns bei, aber es ist ein Ochse!" — „Scher dich zum Teufel, verfluchter Bauer, es ist ein Ziegenbock. Gewaltige Prügel wirst du bekommen, wenn du immer sagst, das sei ein Ochse."

Der Bauer führt den Ochsen weiter; der Moskauer aber rennt um ein paar Straßenecken herum und kommt dem Bauer nochmals entgegen. „Guten Tag, Bauer!" begrüßt er ihn. Dieser erkennt nicht, daß das derselbe Mann ist, der ihm schon vorhin begegnet war, und sagt: „Wünsch euch Gesundheit." — „Verkaufst du den Ziegenbock?" — Der Bauer schaut auf den Mann und denkt bei sich: „Sind sie denn alle verrückt geworden, diese Städter, daß sie einen Ochsen für einen Ziegenbock halten?" — „Na, was glotzt du? Man fragt dich, ob du deinen Ziegenbock verkaufst?" — „Ja, was für einen Ziegenbock, das ist doch ein Ochse!" — „Wo ist der Ochse?" — „Ja, hier doch!" — „Da hast du eins, verdammter Bauer, damit du in Zukunft die Leute nicht veralberst!" und mit diesen Worten hieb ihm der Moskauer eine runter und ging seiner Wege.

„Verflucht nochmal", dachte der Bauer, „jetzt weiß ich schon nicht mehr, ob ich mir selber glaube. Vielleicht ist das ein Gespenstervieh! Wollen sehen, was weiter wird, sonst laß ich den Ochsen laufen; zum Teufel mit ihm!"

Und er führt den Ochsen weiter; der Städter aber — ja, das war ein schlauer Kerl — ist nach Hause gelaufen, hat sich eine Soldatenuniform angezogen und kommt dem Bauer abermals entgegen, um ihn ganz verrückt zu machen.

„He, du Schafskopf!" ruft er, „was hast du für den Ziegenbock bezahlt?" — Da erschrak der arme Bauer gewaltig: „Jetzt steht's böse; ich sagte ja, daß das ein Gespenstervieh ist und kein Ochse!" und schon freut er sich, daß der Städter ihn angesprochen hat. „Hol der Teufel dieses Gespenstervieh! . . . Ich verkauf ihn", sagte er zum Moskauer. — „Und was willst du für ihn haben?" — „Zehn Silberrubel!" — „W—as? Ach du verdammter Bauernfratze, hast du jemals gehört, daß man für einen Ziegenbock zehn Rubel bezahlt hat?" — „Seid mir nicht böse, Herr Soldat! Sagt selber, was Ihr geben wollt." — „Einen Rubel." — „Legt noch etwas zu!" Der Städter sah, daß der Bauer ganz von Sinnen und Verstand gekommen war, handelte ein wenig, — und bekam den Ochsen für zwei Rubel.

Der Bauer ging heim. Als er in sein Haus kam, warf er Stock und Mütze zu Boden, stand da und schaute auf sein Weib. „Na, hast du den Ochsen verkauft?" fragte ihn die Frau. „Welchen Ochsen?" — „Na, den Braunen, den du nach Moskau geführt hast." — „He, den Ochsen! War wohl ein Ochse, aber hat sich verziegenbockt!"

2.

Grischka war nach Moskau gefahren und stand am Glockenturm Iwan des Großen. Er stand da und zählte die Dohlen, die um den Turm flogen. Da kommt zu seinem Unglück ein Soldat und fragt ihn: „Was machst du da, Bauer?" — „Ich zähle die Dohlen, Herr Soldat." — „Was, wie, du zählst die Dohlen?" — „Na ja." — „Wie unterstehst du dich, die kaiserlichen Dohlen zu zählen, he?" — „Sind sie wahrhaftig kaiserlich?" — „Ach du Rindvieh, hast du das nicht mal gewußt? Komm zur Polizei!" — „Ja, warum denn, Herr Soldat, zur Polizei?" — „Verstehst du das nicht? Wegen der Dohlen!" — „Gnade, Herr Soldat!" —„Marsch, sag ich dir, zur Polizei! Glaubst du, ich habe Lust, mit dir lange zu schwatzen?" — „Erbarmt Euch doch meiner! Vielleicht habt Ihr Geld nötig?" — „Wieviel Dohlen hast du zusammen gezählt?" — „Ach, das waren im ganzen nur zwanzig Stück." — „Zehn Kopeken für jede!" — „Bitte sehr, nur laßt mich frei." Und Grischka kramte in seinen Taschen und suchte eine Handvoll Kopekenstücke her-

---

*) Anmerkung: Wir haben diese Übersetzungen dem wertvollen Sonderheft „Rußland" der von der „Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel" in Leipzig herausgegebenen Zeitschrift „Das deutsche Buch" entnommen. D. Red.

aus, zählte dem Soldaten zwei Rubel auf und machte, daß er davon kam. Er kehrt zu den Seinen zurück und lacht sich eins. „Was grinst du denn?" fragen ihn die Burschen. — „Ha, ha, ha, schön reingelegt hab ich den Soldaten! Alle sagen, ein Soldat ist nicht zu betrügen, aber ich hab vielleicht an die zweihundert Dohlen zusammengezählt, gesagt hab' ich ihm aber nur zwanzig!"

Der Maler und das Glück.

Aus Neuyork wird geschrieben: Eine wunderliche Laune des Glücks hat aus einem Neuyorker Maler, Mr. Childe D'Harcout, der sich in bitterstem Elend befand, plötzlich einen reichen Mann gemacht. Und zwar vollzog sich der Umschwung so kraß, wie in jenen moralischen Geschichten für die Jugend, in denen bewiesen werden soll, daß dort, wo die Not am größten, die Hilfe am nächsten ist. Der Maler hatte durch mehrere Monate seine Miete schuldig bleiben müssen und war schließlich auf die Straße gesetzt worden. Zwei Monate lang hatte sich der hochbegabte Künstler in den Nachtquartieren von Neuyork umhergetrieben und er sah sich dem ärgsten Hunger preisgegeben. Anfangs hatte er sich mit Galgenhumor in sein Schicksal gefügt, aber schließlich überkam ihn eine wütende Verzweiflung und er setzte sich neulich an einem Vormittag an einer ganz besonders lebhaften Straßenkreuzung Neuyorks aufs Trottoir, breitete seine armseligen Habseligkeiten und seine schönsten Bilder um sich her und begann eine flammende Rede gegen seine Landsleute zu halten, die als kunstsinnig gelten, aber einen armen Künstler verhungern lassen. Und er ergriff zwei seiner größten Bilder, ballte Zeitungspapier zusammen, entzündete es und wollte daran wie an einer Fackel die Bilder verbrennen. Wachleute eilten herbei und verhinderten mit Mühe diese Verzweiflungstat. Die Menge, die sich um ihn angesammelt hatte, lauschte anfangs ziemlich teilnahmslos und ein wenig belustigt seiner Rede, wurde aber von einer tiefen Erschütterung erfaßt, als der Maler seine Bilder, an denen er mit Stolz und Liebe hing, in die Flammen werfen wollte. Männer und Frauen eilten auf ihn zu und baten ihn um die Erlaubnis, ihm die Bilder zu einem möglichst günstigen Preise abkaufen zu dürfen. Es befanden sich unter dem Publikum zufällig auch einige Krösusse, und eine solche Flut von Banknoten regnete auf den Maler, der seinen Sinnen kaum traute, hernieder, daß sich seine Taschen von Dollarscheinen bauschten. Die Leute begnügten sich aber nicht damit, ihm seine Bilder abzukaufen, sondern auch seine armseligen Möbel, der wackelige Tisch, der gebrechliche Sessel und alle die morschen Gerätschaften, die er rings um sich aufgestellt hatte, wurden gleich Reliquien erworben und im Triumphe davongetragen. Sogar ein alter schadhafter Phonograph fand einen aus der Fifth Avenue stammenden Käufer, der den krächzenden Apparat geradezu fürstlich bezahlte. Der überglückliche Maler, dessen Schicksal eine so romanhafte Wendung genommen hatte, bestieg einen Taxameter, winkte der Menge, die ihm Ovationen darbrachte, dankbare Grüße zu und fuhr zu einem hocheleganten Hotel, wo er zwei Zimmer mietete. Knapp vor seiner Abfahrt waren auch Filmoperateure eingetroffen und die gütige Laune der Göttin Fortuna, die aus ihrem Füllhorn verschwenderisch ihre Gaben über den armen Maler ausschüttete, übte bald darauf mächtige Wirkung auf das für derartige Vorfälle immer ganz besonders empfängliche Publikum in den Neuyorker Kinos.

Ich trete in den Streik.

Von Leonhard Adelt, München.

(Nachdruck verboten.)

Einer einzigen Nummer der „Münchener Neuesten" entklaube ich die leckersten Rosinen:

„Wer weiß mir ein prot. Frl., nicht unverm., 30 bis 40 Jhr. alt, welchem durch Krankh. oder Unglücksfall ein Bein amputiert wurde, zur Frau? Würde solchem ein nur guter Gatte sein. Anonym zwecklos."

In der Antike liegt der wahre Wert! „Antike Dame sucht zwecks Heirat ebensolchen Herrn, gebildet und vermögend, kennen zu lernen."

„Gibt es in München einen begüterten Schriftsteller od. einen Mäcen, der bereit ist, ein großes Schriftsteller-Talent 6 Monate lang mit monatl. 500 000 Mark zu unterstützen, damit die außerord. Befähig., durch Herausgabe d. ersten nahezu vollend. Buches endgült. bewiesen wird. Vorläuf. Beweise sind zwar erbracht worden durch Veröffentlichungen in ersten Zeitungen u. Zeitschriften, aber die Kenner sind über das Anstaunen ein. moment. Leistung nicht hinausgekommen u. keiner hat sich gefunden, um diesem genial Schaffenden, der seit vielen Jahren von seinem finsteren, ungeheueren und zerrüttendem Erleben sich gleichsam verschütten läßt, die Errettung von d. Fron u. den rastlosen motorischen Antrieb zu geben. Briefe mit dem Motto: „Ich helfe 211 403!" werden erbeten an die Expedition."

„Welche edle Persönlichkeit — Dame oder Herr — ermöglicht jungem politischem Genie Vorwärtskommen durch pekuniäre Unterstützung?"

„Kath. Mäcena gesucht, die feingebildetem Herrn, 35 J., dessen Übertritt aus Überzeugung zur kath. Kirche ermöglicht."

„Bitte! Gibt es hier Klavierlehrer oder -lehrerin, die meine Kinder, hier wohnhaft, bis zur höchsten Ausbildung bringt und mir ein Darlehn von 860 000 Mark gewährt? Gefl. Offerten unter „Staatsbeamter"."

„Wer lernt wissenschaftliche oder schematisch Artzologie?"

Ich trete in den Streik. Ich schreibe keine Zeile mehr. Ich schneide mir Annoncen aus und lasse sie honorieren.



Bunte Chronik



* **Ein Erbe für einen Königstitel gesucht.** Die „New York Times" bringen folgendes Inserat der Advokatenfirma Campbell & Boland in Neuyork: „Adoption. Alte Prinzessin ohne Erben, die ihrem Titel Fortdauer wünscht, wünscht einen Amerikaner gesetzmäßig zu adoptieren und ihm ihren Titel zu übertragen. Es handelt sich um eines der Hauptkönigreiche Europas und einen absolut authentischen Titel, dessen Anspruch aus dem 8. Jahrhundert datiert. Die adoptierte Persönlichkeit muß gebildet und vornehm sein, guten Ruf haben und die der hohen sozialen Stellung entsprechenden pekuniären Mittel besitzen." Die Rechtsanwälte wahren strengstes Geheimnis über den Namen der Prinzessin, erklären aber, daß sie einem der alliierten Länder Europas angehört und aus Dankbarkeit für die ihrem Lande von Amerika gewährte Hilfe während des Krieges und Wiederaufbaues einen Amerikaner adoptieren will. Die Prinzessin beabsichtigt nicht, ihren Titel gegen Dollars zu veräußern, die pekuniären Mittel seien nur deshalb als Vorbedingung angegeben, weil die hohe Stellung eine wirkliche Repräsentation verlange.

*

* **Wenn man sich im Ausland den Schnurrbart abrasieren läßt ...** Wie so viele andere Kopenhagener, war auch Herr Axelsen in diesem Sommer auf eine kleine Spritztour nach Deutschland gekommen. Nachdem er mit seinem Freunde Petersen eine gründliche Rundreise durch die Hamburger Weinstuben gemacht hatte, meinte Petersen, daß er an Axelsens Stelle nicht mit einem solchen Schnurrbart herumlaufen würde. Aber Axelsen dürfte sich vielleicht mit Rücksicht auf seine Frau diese Zierde nicht abnehmen lassen. Den Verdacht, daß er Rücksicht auf seine Ehehälfte nehmen könne, konnte Axelsen natürlich nicht auf sich sitzen lassen. Er ging sofort zu seinem Barbier und kehrte glattrasiert zum Weine zurück. Als er wenige Tage später wieder in seine Heimat zurückkehren wollte, wurde er an der Grenze zurückgewiesen, weil er unter dem Verdacht des Paßschwindels stand. Denn der Mann auf dem Paßbilde hatte einen stattlichen Schnurrbart, während der Axelsen, der die Grenze überschreiten wollte, ganz glattrasiert war. Jetzt sitzt Axelsen, wie dänische Zeitungen melden, wieder in Hamburg und wartet, daß sein Schnurrbart wieder so weit wachsen soll, wie es dem Paßbild entspricht.

*

* **Die türkischen Frauen verlangen die Ausweisung der Russinnen.** Wie die „Daily Mail" aus Konstantinopel erfährt, hat eine Gruppe türkischer Frauen, meistens Gattinnen von Paschas und Beys, den Behörden und Mustapha Kemal eine Petition unterbreitet, in der die Ausweisung der nach Konstantinopel geflüchteten russischen Frauen aus dem Grund verlangt wird, weil diese unter der türkischen Jugend einen korrumpierenden Einfluß ausübten. In der Petition wird geltend gemacht, daß die Türken im Alter von 18 bis 30 Jahren unter dem Einfluß von Russinnen stehen, die sie im Gebrauch von Morphium, Kokain usw. unterrichten. Auch würden die russischen Frauen durch ihre kostbaren Toiletten in Konstantinopel demoralisierend wirken.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.